

F 2007 "... ein Herz und eine Seele?"

Gemeinsamkeiten und Konfliktlinien im Urchristentum Tagungsbericht von Karin Löbermann-Dahlitz

Lukas stellt die Urgemeinde in Jerusalem vor als "... ein Herz und eine Seele" (Apg.4,32), das heißt in Lehre und Lebensführung einig, in der Kraft des Geistes stark und bekenntnisfreudig - ein harmonisches Bild, wie es der Tagungsleiter Dr. Christian Noack in seiner Einleitung zum Thema beschreibt. Dennoch berichtet Lukas in der Apostelgeschichte, so Noack weiterführend, auch einige dramatische Konflikte und Differenzen, die in den Paulusbriefen sogar noch viel gravierender erscheinen. Während der Tagung beschäftigten wir uns anhand von Referaten und Diskussionen mit Fragen wie: Überwogen im Urchristentum nun die Gemeinsamkeiten oder die Differenzen? Um welche Konflikte ging es? Wodurch sind sie entstanden? Wie wurde mit Differenzen umgegangen? Welche Bedeutung könnte die Versöhnungsstrategie des Paulus (Röm. 14 und 15) heute für innerkirchliche und interkonfessionelle Kommunikation haben?

Dr. Bernhard Oestreich, Dozent für Neues Testament an der Theologischen Hochschule Friedensau, zeigte: wenn die Apostelgeschichte als Ganzes gelesen wird, als Erzählung über frühe Geschichte, (statt mit der historischen Fragestellung "Wie war es wirklich?") erfassen wir eher die Absicht des Schreibers. Lukas wollte nämlich deutlich machen, **wie man mit Konflikten umgehen soll und wie man Lösungen finden kann**. Anhand verschiedener Beispiele erläuterte B. Oestreich, dass sich die Kontrahenten jeweils nur für kurze Zeiträume mit den Konflikten beschäftigten und diese lösten (in vielen Versen erzählt) und dann wieder für lange Zeiträume "ein Herz und eine Seele" waren (in einem/einigen Versen erzählt). Diese Erzählweise findet sich bis heute in vielen literarischen Werken.

Eine Strategie zur Lösung von Konflikten wurde am Beispiel der Nachwahl des 12. Apostels (Apg.1,15 ff) deutlich. Da das Ringen um Status, z.B. aufgrund eigener Leistung, in der damaligen Gesellschaft ganz wichtig war, entwarf Lukas hier ein Gegenbild der christlichen Gemeinde: Wo es um Statusfragen, also um Gewinner und Verlierer ging, sollte das Los, also Gott selbst, entscheiden (Apg.1,26). So kamen sie weg vom erworbenen, hin zum zugewiesenen Status, also der Erwählung durch Gott. Lukas wollte also auffordern zur Besinnung auf den, der Ehre zuspricht (s. auch Apg.4,36-5,11) und dazu, sich Gott anzuvertrauen.

Die einigende Mitte der urchristlichen Gemeinden war Jesus von Nazareth. Von diesem Namen her verstanden die Jesusnachfolger Gott neu, erfassten sie die Lehre vom Geschenk der Versöhnung und Erlösung, gewannen sie Mut für neue Arten der Lebensführung, wurden Freundschaften möglich. Wie ganz konkret *im Namen Jesu* gebetet, gesprochen, gehandelt und geglaubt wurde, das legte uns Christian Noack in seiner Predigt anhand biblischer Beispiele aus dem Neuen Testament dar. Damals waren sie *im Namen Jesu* als ein Herz und eine Seele versammelt (nicht im Namen von Glaubenspunkten oder Kirchen- oder Gottesdienstformen) - denn ER ist es bis heute, der uns verbindet, Versöhnung stiftet und wertschätzende Gemeinschaft, ja Freundschaft, möglich macht.

Am Sabbatnachmittag ließ uns **Dr. Manuel Vogel**, wissenschaftlicher Assistent für Religionswissenschaft am Fachbereich Evangelische Theologie in Frankfurt am Main, teilhaben am neutestamentlich bezeugten **Ringem und Streiten um Wahrheit**, wie es bei Differenzen im Urchristentum stattfand. Der Konflikt um die Witwenversorgung (Apg.2, hellenistische Judenchristen beschwerten sich, weil ihre Witwen bei der Versorgung übersehen wurden) malt ein Bild von zwei Gruppen, die sich - trotz des gemeinsamen Glaubens an Jesus - wenig kannten und sich gegenüberstanden: Auf der einen Seite gab es hellenistisch geprägte Judenchristen, die an griechischer Sprache und Bildung orientiert waren. Sie kritisierten den Tempeldienst und die Zentrierung des Glaubens zugunsten einer Ausweitung der Religion Israels über das Judentum hinaus zu einer universalen Gottesvorstellung. Damit galten sie als eher liberal mit einem charismatisch begründeten, offensiven Heilsverständnis (was sich z.B. in der Auffassung von rein und unrein zeigte: Unreines, das es unbestritten gab, schadet uns nicht, sondern was ich anfasse wird rein Krankenheilung; Lk.10,8; Mk.16,17u.18).

Dem gegenüber beteten die hebräischen Judenchristen unter der Leitung der zwölf Repräsentanten des (erneuerten) Gottesvolkes einmütig im Tempel, um in Erwartung der Parusie dieses Ende zu beschleunigen (Lk.12,17). Sie traten, konservativ, für die Zentrierung des Glaubens zur baldigen Wiederherstellung Israels ein und vertraten eine defensive Heiligkeitsethik: Das Heil wurde als ständig gefährdet gesehen, das durch kulturelle Ordnungen (z.B. Beachten von reinen und unreinen Speisen) behütet und bewahrt werden muss. Witwen lebten und beteten mit den zwölf in Gemeinschaft, um das neue Israel/Reich Gottes herbeizuführen und wurden als Tempelwitwen mit versorgt.

Aus dieser Unterschiedlichkeit ergab sich, dass die hellenistischen Witwen bei der Versorgung im Tempel übersehen wurden. Apg. 2 beschreibt also mehr als eine Panne bei der Armenspeisung; dieser Konflikt zeigt vielmehr, dass es eine große Kluft und kaum Berührung oder gar Begegnung zwischen diesen beiden Gruppen gab. Eine Annäherung wurde auf organisatorischer Ebene versucht, indem sieben Diakone eingesetzt wurden. Denn beide Gruppen sollten sich doch am gemeinsamen Glauben an Jesus erkennen und akzeptieren. Selbstbewusstes Charismatikertum, wie es die Zweiundsiebzig an den Tag legten, die sich über ihre Vollmacht über Dämonen freuten (Lk.10,17-20), relativierte Jesus deutlich (Vers 20): "... freut euch (lieber), dass eure Namen im Himmel geschrieben sind".

Auch wer sich streitet braucht eine gemeinsame Basis, auf der man streiten und um die man streiten kann. Auf welche Gemeinsamkeiten man sich im Urchristentum bezog, beleuchtete **Dr. Karl-Heinrich Ostmeyer**, Dozent für Neues Testament an der Philipps-Universität Marburg. Gemeinsame Basis war die Schrift, soweit sie als Grundtextbestand vorhanden war, d.h. Teile des Alten Testaments und weitere außerbiblische Schriften (z.B. die Apokryphen). Außerkanonische Schriften werden in der Bibel zwar nicht direkt zitiert, aber Bezüge zeigen, dass man im Urchristentum mit diesen Schriften vertraut war. Inhaltliche Berührungen sind bedeutsam, da sie Aufschluss über das damalige Weltbild geben und den Hintergrund mancher Konflikte und Verkündigungsschwerpunkte erhellen. Die Vorstellung einer Welt voller Engel, Dämonen und teuflischen Mächte ist z.B. als Hintergrund und allgemein bekannte Wahrheit im ersten Jahrhundert n. Chr. zu sehen. An der Existenz und gegenwärtigen Wirkung von Engeln, Dämonen und teuflischen Mächten wurde nicht gezweifelt, Gott wirkte nur vermittelt und nicht direkt. Im Urchristentum wurde diese Vorstellung aber neu gewertet: Christus ist das einzige Heilmittel, nur durch ihn wird das Heil vermittelt - und damit gehören alle anderen Mächte der Unheilwelt an. Auch wenn die Bedrohung durch Satan gegenwärtig ist, bewahrt doch Christus vor dem Zugriff (Röm.8,38 ff).

Das Ringen um Wahrheit und um die zum Kanon gehörenden Schriften ist also ein Merkmal der Urchristen, denn das Urchristentum endet mit der Festlegung auf einen Kanon der Schriften. Vor dem vielfältigen Hintergrund der unterschiedlichen christlichen Gruppen (hellenistische und hebräische Judenchristen, Heidenchristen) war Jesus Christus das einigende Band. Die Christologie "Christus ist das Heil" verbindet die neutestamentlichen Bücher.

Anschaulich und konkret nahm uns **Dr. Anton van Hooff** (Katholischer Theologe, im Dezernat des Bistums Mainz zuständig für Fort- und Weiterbildung von Religionslehrkräften, Ökumene-Referent des Bistums Mainz und Ordinariatsrat) mit hinein in Überlegungen zum **spannungsreichen Verhältnis zwischen Einheit und Vielfalt im Glauben, in der Schrift, in der Gemeinde und in der Ökumene**.

Einheit und Vielfalt im Glauben: Wie Gott zu uns persönlich steht, erfahren wir individuell, er hat jeden bei seinem Namen gerufen, das Gottesverhältnis ist intim. Daraus ergibt sich eine Vielfalt im Glauben. Gleichzeitig bekennen wir Gottes Liebe zu den Menschen im gemeinsamen Lied und Gebet und erleben darin Einheit.

Einheit und Vielfalt in der Schrift: In der Schrift offenbart sich ein und derselbe Gott, sie ist Ur-Kunde und Zeugnis der Wirklichkeit Gottes. Die Einheit und Einzigartigkeit Gottes prägt die Vielfalt des Wortes. Im Verständnis der Schrift ist die Vielfalt grenzenlos, das Wort ist unerschöpflich und wirkt vielfältig in Herz und Glaubenseinsicht. Diese Vielfalt bereitet dann große Probleme, wenn die eigene Glaubensüberzeugung verabsolutiert und mit dem Eingesehenen identifiziert wird, wie es im Fundamentalismus zu finden ist. Ein besonnener Umgang mit der Bibel, wie auch mit der Glaubenserfahrung, ist also wichtig.

Einheit und Vielfalt in der Gemeinde: Der Römerbrief und die Korintherbriefe zeigen, dass die ersten Christen viel Mühe hatten mit einem friedfertigen und sinnvollen Umgang miteinander, sie lassen z.B. Anteil nehmen am bis zur Erschöpfung zermürbenden Richtungsstreit zwischen Judenchristen (forderten von Heidenchristen, dass sie sich beschneiden lassen) und Heidenchristen (waren der Ansicht, Christus hat zur Freiheit vom Gesetz befreit). Das Verhältnis zwischen den "Starken" (uns ist alles rein) und den "Schwachen" im Glauben (kein Fleischgenuss, weil es mit heidnischem Götzendienst in Beziehung gewesen sein könnte) war äußerst angespannt. Die Starken belächelten die Schwachen als Skrupulanten, die Schwachen verurteilten die Starken als zu wenig fromm.

Wie ging Paulus mit diesen Zwistigkeiten um? Paulus beauftragte die Starken zur Rücksichtnahme auf die Schwachen - ohne für sie Partei zu ergreifen. Die Schwachen stärkte er in ihrer Gewissensentscheidung - obwohl die Position der Schwachen inhaltlich schwach war, ließ Paulus ihre irrije Meinung stehen, weil sie nicht den Kern des Evangeliums betraf.

Von Paulus können wir, so van Hooff, lernen: nicht Vielfalt bedroht die Einheit, sondern die Art und Weise wie diese Vielfalt gestaltet wird. In der Gestaltung der Vielfalt verwirklicht sich Einheit (oder nicht). In Röm.6 wird deutlich, wodurch diese Einheit möglich ist: Alle Getauften sind Sklaven Gottes, die keine Urteilsmacht über Mitsklaven haben, diese kommt nur dem Herrn zu. Auf dieser Basis, der bedingungslosen Annahme durch Gott, sollen die Gläubigen einander annehmen (Röm. 15,7). Paulus öffnete also das im Streit auf nur zwei Dimensionen eingeengte Gesichtsfeld (ich und der andere) hin zur dritten Dimension, zu Christus und Gott. Weil Gott jeden angenommen hat, bleibt kein Raum für Verachtung und Geringschätzung, eine Rangordnung aufgrund von Auffassungen ist ausgeschlossen, alle sind vor Gott ebenbürtig. Dabei geht es nicht um aufklärerische Toleranz, die den anderen großmütig gewähren lässt, indem er dessen Eigenschaft übergeht oder übersieht, sondern es geht um ein konkretes Handeln der Liebe gemäß, um bejahte Vielfalt, die den anderen in seiner Andersartigkeit ganz ernstnimmt.

Wenn die Schwachen nun militant die Starken drängen, nach ihren Maßgaben zu leben, dann muss man streiten - so van Hooff -, damit der gemeinsame Bezug auf die dritte Dimension, auf Gott, wieder klar wird. Paulus wurde ungnädig, wenn die Gnade und das bedingungslose Angenommensein bei Gott verfinstert wurden.

Einheit und Vielfalt in der Ökumene: Voraussetzungen dazu sind einerseits, die eigenen Denk- und Gefühlsmuster wahrnehmen und im tätigen Umgang Zugang bekommen zu den Rastern des anderen, sich andererseits gleichzeitig so mit dem uns Fremden, also mit dem, was den anderen auszeichnet, auseinandersetzen, dass es nicht getilgt wird - das ist menschliche Reife.

Resümee: Nicht Vielfalt bedroht die Einheit, sondern die Art und Weise wie diese Vielfalt gestaltet wird. Wer die Einheit will, muss die Vielfalt - als differenzierten Konsens, als versöhnte Verschiedenheit - gestalten.

Einen mitreißenden Eindruck davon, was Zusammenspiel oder Einheit in versöhnter, als Bereicherung erlebter Vielfalt bedeuten kann, hat das **Golden-Age-Swingtett** (www.golden-age-swingtett.de) mit seinem **Konzert** hinterlassen. Die Musiker haben gezeigt, wie Spielfreude, Rhythmusgefühl und der Mut zum individuellen Stil zu einem begeisternden Gesamtklang führen können. Sie haben damit - so der Tagungsleiter - vielleicht auch ein Hoffnungszeichen für das Zusammenspiel in der Gemeinde gesetzt.

Den Gewinn an Erkenntnis und Glaubensstärkung, den die Teilnehmer dieser interessanten Tagung erfahren haben, kann dieser Bericht lediglich ansatzweise wiedergeben. Zum tieferen Einstieg in die Thematik weise ich auf die Literaturhinweise des Tagungsprogramms hin und empfehle, zugegebenermaßen etwas weiter vorausschauend, die Lektüre der Referate in den STUFEN, der Zeitschrift des AWA.